

Prolog



Wieder einmal wachte ich unter Schmerzen auf. Langsam schob ich die Decke von meinem Gesicht und zog die Knie bis zum Kinn hoch. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Im fahlen Mondlicht sah ich überall im Zimmer Schatten tanzen. Rex würde mich niemals zu dieser Zeit aufstehen lassen, deshalb schob ich nur vorsichtig meinen Kopf vor das Fenster und schaute hinaus. Doch ich konnte nicht viel erkennen, da mein heißer Atem das Fenster sofort milchig weiß werden ließ. Nur die riesigen in weißes Plastik gewickelten Heuballen und die Pferde mit ihren warmen Decken auf dem Rücken konnte ich undeutlich erkennen. Lautlos wischte ich die Scheibe frei und schaute auf die Veranda und die Scheune hinaus, die im Mondlicht fast unheimlich wirkten. Über den Weiden hinter unserem Haus hing dichter Nebel, der bis zum Horizont zu fließen schien. Selbst damals – hätte ich mich auf den Nebel schwingen und über die Felder reiten können, nur weg von hier, ich hätte es getan und nicht ein einziges Mal zurückgeschaut.

Ich schlief immer so – zusammengerollt wie eine Kanonenkugel – weil er mich dann nicht so oft sah. Wenn er es dennoch tat, spürte ich es immer an meinem Hinterteil. Als ich nach einem Jahr herausfand, dass ich einen Bruder hatte, hoffte ich, jetzt nur noch die Hälfte der Prügel zu bekommen, weil er jetzt zwei mögliche Ziele hatte. Doch ich irrte mich. Er schlug einfach doppelt so oft zu.

Ich wischte mir die Nase an meinem Schlafanzugärmel ab, rollte mich auseinander und schlüpfte aus meinem Stockbett. Miss Ella wusste, dass ich noch Platz zum Wachsen brauchte, deshalb hatte sie den Schlafanzug ein paar Nummern zu groß gekauft. Die angenähten Strümpfe schleiften über den Boden, als ich mich auf Zehenspitzen zu dem Stuhl schlich, an dem mein Pistolenhalter hing. Vorsichtig legte ich mir den Gürtel um und hielt den Atem an, während ich die Pistolen überprüfte. Dann zog ich mir meinen Cowboyhut tief ins Gesicht

und spähte durch die Tür.

Nur eine Armlänge entfernt stand mein Baseballschläger in der Ecke – mein ganzer Stolz. Der vordere Teil des Schlägers war rau und an manchen Stellen vom Aufprall der Feuersteine, die ich damit schlug, gesplittert, doch Moses hatte den Griff abgeschmirgelt, damit er in meine kleinen Hände passte. Jetzt griff ich nach dem Schläger und legte ihn mir über die Schulter. Ich musste an Rex' Zimmertür vorbeischleichen und brauchte jede Hilfe, die ich finden konnte. Ich wusste nie, wann er zu Hause war und wann nicht, aber ich wollte kein Risiko eingehen. Wenn er da sein sollte und sich auch nur ein bisschen bewegte, würde ich ihm die Schienbeine zerschmettern, mit beiden Pistolen auf ihn schießen und dann unter seinem wilden Schimpfen und Fluchen aus dem Haus rennen.

In den letzten Wochen hatte ich mit ein paar schwierigen Fragen gekämpft, die für mich keinen Sinn ergaben: zum Beispiel warum ich keine Mama hatte; warum mein Papa eigentlich nie da war; und wenn doch, warum er dann immer fluchte, schrie und soff; und warum ich diesen Schmerz im Bauch hatte. Solchen Fragen.

In Rex' Zimmer war es dunkel und still, aber ich ließ mich nicht täuschen. Auch Gewitterwolken machen kein Geräusch, bis es donnert. Ich legte mich flach auf den Boden und robbte mich langsam auf dem Bauch vorwärts, immer einen Ellenbogen vor den anderen, als wäre ich ein Soldat unter Beschuss. Rex' Zimmertür war wie der Eingang einer Bärenhöhle, doch ich schaute gar nicht hinein, sondern kroch schnell daran vorbei. Mein Flanellschlafanzug rutschte fast geräuschlos auf dem polierten Holzfußboden dahin. Manchmal, wenn Rex stundenlang ein Glas nach dem anderen geleert hatte, schaltete er nicht das Licht an. Ich mochte ja nicht viel wissen, aber ich hatte gelernt, dass ein dunkles Zimmer nicht unbedingt ein leeres Zimmer war. Schnell schob ich mich weiter. Allein der Gedanke daran, dass er dort im Zimmer sitzen könnte und mich beobachtete, um mir jeden Moment hinterherzukommen ... lähmte mich fast. Mein Atem ging stoßweise und Schweißperlen traten mir auf die Stirn, doch außer meinem lauten Herzklopfen hörte ich nichts – kein Schnarchen und auch kein Geschrei.

Endlich hatte ich es geschafft. So leise wie möglich wischte ich mir den Schweiß von der Stirn. Ich wartete einen Augenblick, doch ich

hörte keine Schritte, spürte keine Hand auf meiner Schulter, die mich auf die Füße riss, und bemerkte auch sonst nichts. Langsam schlich ich zum Treppengeländer, legte ein Bein darüber und rutschte lautlos hinunter.

Vorsichtig warf ich einen Blick über die Schulter, und als ich keinen Rex sah, rannte ich los. Wenn er zu Hause war, musste er mich jetzt erst einmal fangen. Ich rannte durch die Bibliothek, das Raucherzimmer, das Arbeitszimmer, den Raum mit dem Kamin, der so groß wie ein Bett war, durch die Küche, die nach Keksen und Hühnchen mit Soße duftete, und auf die hintere Veranda, die nach Waschwasser roch, dann über die Wiese, die den Geruch von frischen Pferdeäpfeln verspürte, auf Miss Ellas kleine Hütte zu – dort wollte ich hin.

Miss Ella erzählte mir immer, dass mein Vater Rex eine Woche nachdem ich geboren worden war eine Anzeige für eine „Haushaltshilfe“ in unserer Zeitung aufgegeben habe. Dafür gab es zwei Gründe: Er war zu stolz um zuzugeben, dass er ein Kindermädchen brauchte, und er hatte meine Mutter – seine Sekretärin – in die Wüste geschickt. Ein paar Duzend Leute hatten sich auf die Anzeige hin gemeldet, doch Rex war wählerisch ... was nicht unbedingt verständlich war. Kurz nach dem Frühstück stand Miss Ella Rain vor der Tür – eine fünfundvierzig Jahre alte kinderlose Witwe und die einzige Tochter eines Sklaven aus Alabama. Sie klingelte ungefähr eine Minute lang, und nach einer angemessenen Wartezeit erhob sich Rex und öffnete die Tür. Er musterte sie ausgiebig über den Rand seiner Lesebrille. Eigentlich waren seine Augen vollkommen in Ordnung, aber wie so viele Dinge im Leben trug er sie wegen des Effekts und nicht, weil er sie brauchte.

Miss Ella trug ein weißes Nylonkleid, wie die meisten Haushaltshilfen zu dieser Zeit, Kniestrümpfe und ein paar weiße Krankenschweterschuhe mit einem Doppelknoten. Ihre Haare waren zu einem Knoten hochgesteckt. Sie trug kein Make-up, doch wenn man genau hinsah, konnte man Sommersprossen auf ihren hellbraunen Wangen erkennen. Sofort hielt sie meinem Vater ihre Empfehlungsschreiben unter die Nase und sagte: „Guten Morgen, Sir. Ich bin Ella Rain.“ Rex warf einen Blick durch seine Brille auf die Zettel und schaute sie dann durchdringend an. Sie wollte noch etwas sagen, aber Rex hob die Hand wie ein Stoppschild und schüttelte den Kopf. Da faltete sie die Hände wieder vor dem Bauch und schwieg.

Rex las die Zettel, die sie ihm gegeben hatte, und sagte dann: „Warten Sie hier.“ Er schlug ihr die Tür vor der Nase zu und kam eine Minute später mit mir zurück. Er winkte sie ins Haus und drückte mich ihr in den Arm. „Hier. Putzen Sie das Haus und lassen Sie ihn nicht aus den Augen.“

„Ja, Sir, Mr. Rex.“

Miss Ella wiegte mich hin und her, ging durch die Eingangshalle und schaute sich im Haus um. Und so kam es, dass es für mich keine Zeit vor Miss Ella Rain gab. Sie war nicht die Mutter, die mich geboren hatte, aber die Mutter, die Gott mir gegeben hat.

Ich habe nie verstanden, warum sie die Stelle angenommen hat.

Miss Ella war immer Klassenbeste gewesen, doch statt nach ihrem Schulabschluss aufs College zu gehen, hatte sie sich eine Schürze umgebunden und gearbeitet, damit ihr kleiner Bruder Moses aufs College gehen konnte. Als ich sie eines Tages fragte, warum sie das getan hatte, sagte sie nur: „Eines Tages musste er für eine Familie sorgen können, nicht ich.“ Nach ungefähr einem Monat räumte sie ihre Sachen in die Hütte für die Angestellten, doch ihre Nächte verbrachte sie meist in einem Stuhl vor meinem Schlafzimmer im zweiten Stock.

Nachdem Rex sich auf diese Weise um meine Grundbedürfnisse – Essen, Kleidung und ein Dach über dem Kopf – gekümmert hatte, ging er nach Atlanta zurück, um immer mehr Geld zu verdienen. Bald spielte sich alles ein. Als ich drei Jahre alt war, sah ich Rex regelmäßig von Donnerstag bis Sonntag. Er kam immer gerade lange genug, um genügend Angst unter seinen Angestellten zu verbreiten und um zu sehen, dass es mir gut ging. Dann sattelte er eines seiner Pferde und nach seinem Ritt verschwand er mit einem seiner Assistenten nach oben. Ungefähr einmal im Monat lud er eine Geschäftspartnerin zu sich nach Hause ein und verschwand mit ihr in der Bar, bis er genug von ihr hatte. Rex glaubte, dass Menschen und Geschäftspartner wie Züge waren: „Du benutzt sie so lange, bis du keine Lust mehr hast, dann springst du ab. Ein anderer Zug kommt spätestens fünf Minuten später.“

Wenn Rex einmal da war, hallten zwei Worte immer wieder durch das ganze Haus. Das erste war „Gott“ und das zweite war ein Wort, das ich nicht in den Mund nehme. Das habe ich Miss Ella versprochen. Mit fünf wusste ich noch nicht, was es bedeutete. Doch die Art, wie Rex es sagte, die funkelnden Augen und der Speichel, der sich dabei in

seinen Mundwinkeln bildete, wenn er das Wort benutzte, sagten mir, das es kein gutes Wort war.

„Miss Ella“, sagte ich und kratzte mich am Kopf. „Was bedeutet das?“ Sie wischte sich die Hände an ihrer Schürze ab, hob mich von meinem Stuhl und setzte mich vor sich auf die Spüle. Dann drückte sie ihre Stirn gegen meine, legte ihren Zeigefinger seitwärts über meinen Mund und sagte eindringlich: „Schhhhhh.“

„Aber Miss Ella, was heißt es denn?“

Sie legte den Kopf schief und flüsterte: „Tuck, dieses Wort verstößt gegen das dritte Gebot. Es ist ein sehr, sehr schlechtes Wort. Das schlimmste, das es gibt. Dein Vater sollte es nicht sagen.“

„Warum sagt er es dann?“

„Manchmal sagen es die Erwachsenen, wenn sie sich über etwas schrecklich ärgern.“

„Warum habe ich noch nie gehört, dass du es gesagt hast?“

„Tuck“, sagte sie, stellte mir die Schüssel mit dem Brotteig auf den Schoß und half mir beim Rühren. „Versprich mir, dass du dieses Wort niemals in den Mund nimmst. Versprichst du mir das?“

„Was ist, wenn du richtig böse wirst, und es dann sagst?“

„Das werde ich nicht. Und nun“ – sie schaute mir direkt in die Augen – „versprichst du es mir?“

„Ja, Ma'am.“

„Sag es.“

„Ich verspreche es, Mama Ella.“

„Das darf dein Vater auf keinen Fall hören.“

„Was?“

„Mama Ella.‘ Dann schmeißt er mich sofort raus.“

Ich schaute in die Richtung, wo ich meinen Vater dem Schimpfen nach vermutete. „Ja, Ma'am.“

„Gut. Und jetzt rühr kräftig weiter.“ Sie deutete mit dem Finger in Richtung des Gebrülls. „Wir müssen uns beeilen. Er hat Hunger.“ Wir hatten beide gelernt, Rex' Seelenlage an seiner Stimme zu erkennen.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass Miss Ella jeden einzelnen Tag ihres Lebens hart gearbeitet hat. An vielen Abenden beobachtete ich, wie sie die Hand auf die Hüfte stemmte, dann zuerst die Schultern nach vorne zog und danach ihren Rücken durchdrückte. Mit einem Blick auf das Foto ihres kleinen Bruders sagte sie dann immer: „Kleiner Bruder,

ich muss meine Zähne einweichen, meine Hämorrhiden pflegen, mein Gesicht einschmieren und mich dann aufs Ohr legen.“ Aber das war immer nur der Anfang. Sie zog sich ihre Schlafmütze auf, schmierte sich ein und kniete sich dann hin. Jetzt begann ihr Tag erst richtig, denn wenn sie erst mal anfang, hörte sie nicht so schnell wieder auf.

Der Gedanke an Rex ließ mich zusammenzucken und ich schaute vorsichtig zum Haus zurück. Wenn Rex zu Hause war und es noch nicht bis in sein Zimmer geschafft hatte, dann war es durchaus möglich, dass er mich durch eins der Fenster hier vor Miss Ellas Hütte sehen konnte. Deshalb rannte ich um die Hütte herum nach hinten. Ich drehte den Putzeimer um, schob ihn vor das Fenster und zog mich hoch. Da ich noch ziemlich klein war, musste ich mit den Füßen immer wieder Halt an der rauen Außenwand suchen.

In der Hütte kniete Miss Ella neben ihrem Bett. So habe ich sie oft beobachtet. Mit gesenktem Kopf, einer gelben Plastikduschhaube über den Haaren und gefalteten Händen betete sie lange. Ihre Bibel lag aufgeschlagen vor ihr auf dem Bett, immer in Reichweite. Sie las oft in der Bibel und zitierte sie immer wieder. Miss Ella sagte selten Worte, die nicht im Alten oder Neuen Testament standen. Je mehr Rex trank und fluchte, desto mehr las Miss Ella in der Bibel und betete. Einmal habe ich einen Blick in ihre Bibel geworfen. Ich konnte zu der Zeit noch nicht so gut lesen, aber wenn ich mich richtig erinnere, waren es die Psalmen. Die Psalmen trösteten Miss Ella, vor allem der fünfundzwanzigste.

Miss Ellas Lippen bewegten sich, ihr Kopf nickte ein bisschen und ihre von Falten umrahmten Augen waren geschlossen. Damals und heute sehe ich dieses Bild vor mir, wenn ich an sie denke: eine Frau auf den Knien.

Sie drehte mir zwar den Rücken zu, aber das war egal. Versteckt unter den schwarz-grauen Haaren waren zwei kleine braune Augen, die alles sahen. Und damit meine ich wirklich alles. Die Augen in ihrem Gesicht waren freundlich und sanft, aber die Augen am Hinterkopf erwischten mich immer bei Dingen, die ich nicht tun durfte. Ich nahm mir zwar regelmäßig vor, mich zu ihr zu schleichen, wenn sie schlief und ihren Hinterkopf zu untersuchen. Doch ich traute mich nicht. Selbst wenn ich es schaffte, ihr die Duschhaube abzuziehen, wusste ich doch, dass ich zwei Augenlieder zwischen ihren Haaren finden würde, die sich sofort öffnen und ein Loch in meine Seele brennen würden.

Langsam ließ ich mich wieder auf den Putzeimer gleiten und schlug leise mit meinem Baseballschläger an die Fensterscheibe. „Miss Ella“, flüsterte ich. Es war schon ziemlich kalt und mein Atem sah aus wie Rex' Zigarrenrauch.

Ich schaute hoch und wartete, während die Kälte durch jede Öffnung meines Schlafanzugs drang. Miss Ella schlang sich ein warmes Tuch um die Schultern und schob das Fenster hoch. Als sie mich dort stehen sah, griff sie durch die Öffnung und zog mich hoch – obwohl ich schon fünfundzwanzig Kilo wog. Ich wusste das so genau, weil ich erst eine Woche vorher bei einer Vorsorgeuntersuchung gewesen war. Und als Moses mich auf die Waage stellte, rief Miss Ella aus: „Fünfundzwanzig Kilo? Kind, du wiegst ja schon halb so viel wie ich.“

Sie machte das Fenster zu und kniete sich vor mich. „Tucker, warum bist du nicht im Bett? Weißt du, wie viel Uhr es ist?“

Ich schüttelte den Kopf. Sie nahm mir den Hut und den Pistolengürtel ab und hängte beides über den Bettpfosten. „Du holst dir noch den Tod hier draußen. Komm her.“ Wir setzten uns in den Schaukelstuhl vor ihrem Kamin, in dem nur noch rote Glut schimmerte. Sie warf ein paar kleine Holzspäne darauf und schaukelte dann sanft mit mir hin und her. In ihren Armen wurde mir gleich wieder wärmer. Ich hörte nur das Knarren des Schaukelstuhls und das Pochen in meiner Brust. Nach ein paar Minuten schob sie mir die Haare aus dem Gesicht und sagte: „Was ist denn los, Kind?“

„Mein Bauch tut weh.“

Sie nickte und fuhr mir mit den Fingern durch die Haare. „Glaubst du, du musst brechen, oder hast du Durchfall?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Kannst nicht einschlafen, was?“

Ich nickte.

„Hast du Angst?“

Ich nickte wieder und wischte mir mit dem Schlafanzugärmel über die Augen, aber die Tränen liefen mir trotzdem über die Wangen. Sie zog mich noch mehr zu sich heran und sagte: „Willst du es mir sagen?“

Langsam schüttelte ich den Kopf und zog die Nase hoch. Sanft schaukelte Miss Ella im Schaukelstuhl hin und her und summt dabei eine Melodie. Dort, an ihre Brust gekuschelt und in ihren Armen, war für mich der sicherste Platz auf der Welt.

Sie legte mir ihre Hand auf den Bauch und schien in mich hinein-zuhorchen wie ein Arzt. Nach ein paar Sekunden nickte sie, griff nach einer Decke und wickelte mich darin ein. „Tucker, was dir da im Bauch weh tut, ist dein Platz für Menschen.“

Erstaunt zog ich die Augenbrauen in die Höhe. „Mein was?“

„Dein Platz für Menschen.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Es ist so etwas wie deine eigene eingebaute Schatzkiste.“

Ich schaute auf meinen Bauch. „Ist da auch Gold drin?“

Lächelnd schüttelte sie mit dem Kopf. „Nein, kein Gold. Da sind Menschen drin. Menschen, die du liebst und die dich lieb haben. Es fühlt sich gut an, wenn er voll ist, und tut weh, wenn er leer ist. Jetzt gerade wächst er in dir. So wie die Wachstumsschmerzen, die du manchmal in den Beinen hast.“ Sie legte ihre Hand über meinen Nabel und sagte: „Er ist ungefähr hier, hinter deinem Bauchnabel.“

„Wie ist er denn da hingekommen?“

„Gott hat ihn da hingetan.“

„Hat jeder so etwas?“

„Ja.“

„Du auch?“

„Ja, ich auch“, flüsterte sie.

Ich schaute auf ihren Bauch. „Kann ich ihn sehen?“

„Oh, man kann ihn nicht sehen. Er ist unsichtbar.“

„Aber wie wissen wir dann, dass es ihn gibt?“, fragte ich.

„Nun“ – sie dachte einen Moment nach – „es ist ungefähr so wie mit dem Feuer hier. Man kann nicht wirklich sehen, dass die Wärme aus den Kohlen kommt, aber du kannst es fühlen. Und je näher du an der Hitze bist, desto mehr glaubst du, dass es das Feuer gibt.“

„Wer ist in deinem Bauch?“, wollte ich wissen.

Sie zog mich wieder an ihre Brust, und der Schaukelstuhl knarrte unter unserem Gewicht. „Mal sehen.“ Sie legte meine Hand auf ihren Bauch und sagte: „Da bist du und George.“ George war ihr Ehemann, der gestorben war, bevor sie die Stelle bei Rex angetreten hatte. Sie redete nicht oft über ihn, aber sein Bild stand auf dem Kaminsims. „Und Moses.“ Sie schob meine Hand ein bisschen nach rechts. „Meine Mutter, mein Papa, alle meine Brüder und Schwestern. Alle Menschen, die ich liebe.“

„Aber außer Moses und mir sind alle schon tot.“

„Nur weil jemand stirbt, heißt das noch lange nicht, dass sie dich im Stich lassen.“ Sanft drehte sie meinen Kopf, damit sie mir in die Augen schauen konnte. „Tucker, die Liebe stirbt nicht. Wir Menschen schon.“

„Wer ist im Bauch von meinem Vater?“

„Nun.“ Wieder dachte sie nach. Dann sagte sie etwas, was der Wahrheit ziemlich nahe kam. „Ziemlich viel von Jack Daniels.“

„Warum ist Jack Daniels nicht in deinem Bauch?“

Sie lachte. „Erstens mag ich seinen Geschmack nicht. Und zweitens möchte ich mir den Bauch mit etwas füllen, das ich nur einmal schlucken muss. Wenn du Mr. Daniels trinkst, hast du bald wieder Durst. Du musst ihn den ganzen Tag trinken und dann auch noch am Abend, und für diese Flausen habe ich einfach keine Zeit.“

Die Flammen leckten an den Holzscheiten und warfen zitternde Schatten an die Wände.

„Mama Ella, wo ist meine Mutter?“

Miss Ella schaute ins Feuer und kniff die Augen zusammen. „Ich weiß es nicht, Kind. Ich weiß es nicht.“

„Mama Ella?“

Sie schürte das Feuer. „Ja“, erwiderte sie dann, ohne mich für diese Anrede zu schimpfen.

„Ist mein Papa böse auf mich?“

Sie drückte mich fest an sich und sagte: „Nein, Kind. Dass dein Vater oft so aus der Haut fährt, hat nichts mit dir zu tun.“

Schweigend starrte ich ein paar Minuten in die Flammen. „Ist er böse auf dich?“

„Das glaube ich nicht.“

„Warum hat er dich dann geschlagen?“, wollte ich wissen und deutete auf ihr linkes Auge.

„Tucker, ich glaube, dass dein Vater so viel schreit und schlägt, das hat viel mit seiner Freundschaft mit Mr. Daniels zu tun.“ Ich nickte, als würde ich verstehen, was sie meinte. „Um die Wahrheit zu sagen, ich denke nicht, dass er sich am nächsten Tag an die Schläge oder das Geschrei erinnern kann.“

„Wenn wir Mr. Daniels trinken, hilft uns das zu vergessen?“

„Nur für kurze Zeit.“

Miss Ella fuhr wieder mit den Fingern durch meine Haare, und ich

fühlte ihren warmen Atem auf meiner Stirn. Sie hatte mir einmal erzählt, dass sie beim Beten manchmal spürte, dass Gottes Atem sie umhüllte wie der Tau die Grashalme. Ich hatte keine Ahnung vom Atem Gottes, aber wenn er nur annähernd so war wie der von Miss Ella – warm, sanft und nah – dann wollte ich ihn auch.

„Kannst du ihm sagen, dass er nicht mehr so gemein sein soll?“

„Tucker, ich würde mich für dich vor einen Zug werfen, wenn es helfen würde, aber Miss Ella kann nicht alles.“

Das Licht des Feuers spiegelte sich auf ihrem Gesicht. Dadurch konnte ich die Narbe über ihrem rechten Auge besonders deutlich sehen. Sie richtete mich auf und rieb mir sanft über den Bauch.

„Du weißt, dass ich abends manchmal mit einer Kerze oder einer Taschenlampe in dein Zimmer schleiche, nicht wahr?“ Ich nickte. „So ist das auch mit der Liebe. Licht muss man nicht ankündigen, Licht muss die Dunkelheit auch nicht bitten zu verschwinden. Licht ist einfach da. Es scheint vor dir auf dem Weg und die Dunkelheit wird hell.“ Dann breitete sie die Arme aus. „Sie kann nicht anders, denn da, wo Licht ist, gibt es keine Dunkelheit mehr.“

Dann nahm sie meine Hand in ihre und streichelte sie. Ihre Hand war voller Falten und Schwielen und ihre Fingerknochen waren größer als meine, fast zu groß für ihre eigenen Hände. Ihr silberner Ehering steckte locker an ihrem Ringfinger und war an den Seiten schon etwas dünn. Meine Hand dagegen war klein mit ein paar Sommersprossen hier und da, und meine Fingernägel waren voller Dreck. Am mittleren Fingerknöchel meines Zeigefingers hatte sich Schorf gebildet, der jedesmal aufbrach, wenn ich eine Faust machte. „Tucker, ich möchte dir ein Geheimnis verraten.“ Sie ballte meine Hand zu einer Faust und hielt sie mir vors Gesicht. „Das Leben ist ein Kampf, aber du kannst diesen Kampf nicht mit deinen Fäusten gewinnen.“ Vorsichtig tippte sie mir mit der Faust ans Kinn, dann legte sie mir ihre Hand auf die Brust. „Diesen Kampf musst du mit deinem Herzen bestreiten.“

Danach drückte sie mich wieder an sich und zog scharf die Luft durch die Zähne. „Wenn deine Fäuste blutiger sind als deine Knie, dann kämpfst du den falschen Kampf.“

„Miss Ella, manchmal verstehe ich dich nicht.“

„Im Leben“, und dabei legte sie mir einen Finger aufs Knie, „solltest du deine Wunden hier haben“, sie legte einen anderen Finger auf mei-

nen Schorf, „und nicht hier.“

Ich deutete auf eine halbvolle Flasche mit Handcreme auf ihrem Nachttisch. „Schmierst du dir deshalb immer Creme auf die Hände?“

Trockene Haut war ihr Schicksal, „ihr Stachel im Fleisch“, wie sie es nannte. „Immer wenn du da unten kniest“ – ich deutete auf die deutlich sichtbaren Dellen neben ihrem Bett – „hast du dir vorher die Hände eingecremt.“

Sie kratzte meinen Rücken und auf ihrem Gesicht breitete sich ein Lächeln aus. „Nein, Kind, du brauchst keine Handcreme, es sei denn, du badest deine Hände jeden Tag in Bleichmittel und Ammoniaklösung. Noch ist dein Platz für Menschen ungefähr so groß wie ein Pfirsich oder eine Mandarine. Doch schon bald ist er so groß wie eine Honigmelone und dann eines Tages“, sie beschrieb einen großen Kreis auf meinem Bauch, „ist er so groß wie eine Wassermelone.“

Schnell zog ich meinen Schlafanzug wieder über meinen Bauch. Keiner sollte dort hinein- oder herauskommen, ohne dass ich es wollte. „Miss Ella, bleibst du immer hier drin?“

„Immer, Kind.“ Sie nickte und starrte dann lange ins Feuer. „Gott und ich, wir gehen nicht weg.“

„Niemals?“

„Niemals.“

„Versprichst du mir das?“

„Von ganzem Herzen.“

„Miss Ella?“

„Ja, Kind?“

„Kann ich ein Brot mit Erdnussbutter und Marmelade haben?“

„Kind“, sagte sie und legte ihre Stirn an meine, „du kannst sie peitschen und bewusstlos schlagen, du kannst sie durch die Straßen zerren und sie anspucken, du kannst sie auch an einem Baum aufknüpfen, sie mit Pfeilen durchbohren und ihr den Atem rauben, doch am Ende, egal, was du tust und wie sehr du sie auch zerstören willst, gewinnt die Liebe.“

In dieser Nacht schlief ich neben Miss Ella in ihrem Bett, obwohl Rex das ausdrücklich und mit vielen Flüchen begleitet verboten hatte. Und dort, eng an sie gekuschelt, schlief ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Nacht durch.



Kapitel 1

Vielleicht ist es der Regen im Juli, der sich regelmäßig um drei Uhr nachmittags einstellt, oder die Hurrikane im September, die über den Ozean wirbeln und dann einen Weg der Verwüstung an der Küste hinterlassen, oder vielleicht sind es auch nur die Engel, die über Florida weinen. Doch was es auch ist, der St. Johns Fluss war schon immer die Seele Floridas.

Südlich von Jacksonville ist der Fluss über vier Kilometer breit mit vielen kleinen Buchten an seinen Ufern. Dort findet man unzählige Bootsanlegestellen und Fischerdörfer, wo die Welt noch in Ordnung ist und die Fischer abends ihr Seemannsgarn spinnen. Ein paar Kilometer südlich liegt Julington Creek, eine der etwas größeren Buchten des Flusses, an deren Ufern man den für Florida so typischen Schlamm in Massen findet.

Am südlichen Ufer des Julington Creeks, umgeben von Orangen und Grapefruitbäumen, liegt das psychiatrische Krankenhaus Spirling Oaks, das von etwas mehr als zehn Morgen schwarzem, fruchtbarem Boden umgeben ist. Wenn Verwesung einen Geruch hat, dann ist es dieser. Große Eichen mit ausladenden Ästen spenden Schatten und bieten Futter für die unzähligen Eichhörnchen, die man hier überall finden kann.

Nach Spirling Oaks kommen die Menschen, oder besser sie werden hierher gebracht, wenn ihre Familien nicht mehr weiter wissen, aber „Irrenanstalt“ in ihren Ohren noch zu endgültig klingt.

Gegen zehn Uhr hatte die Morgenschicht ihre tägliche Runde schon hinter sich. Die siebenundvierzig Patienten waren alle mit den für sie vorgeschriebenen Medikamenten versorgt worden. Lithium war bei allen der Grundbestandteil ihrer Nahrung. Nur zwei Patienten hatten noch nicht die typisch hohe Konzentration dieses Medikaments im Blut. Das waren Neuzugänge, die dem Beispiel der anderen bald

folgen würden. Über die Hälfte bekam morgens einen Medikamentencocktail, der aus Lithium und einem weiteren Medikament bestand. Ungefähr ein Viertel galt als „schlimmere Fälle“, deshalb schluckten sie Lithium und zwei weitere Medikamente. Nur etwa eine Handvoll Patienten nahmen Lithium kombiniert mit drei weiteren Präparaten. Das waren die Abgestempelten, die hoffnungslosen Fälle, nur Zahlen in einer Statistik.

Die Gebäude von Spiraling Oaks waren alle einstöckig gebaut, damit keiner der Patienten sich bei einem Sprung aus dem Fenster im zweiten Stock ernsthaft verletzen konnte. Das Hauptgebäude bildete einen Halbkreis, wobei auf jeweils sechs Zimmer ein Schwesternzimmer kam. Der Fußboden war gekachelte, die Zimmer in Pastelltönen gestrichen. Überall hörte man leise Musik und sah fröhliche Angestellte. Es roch nach Massageöl – beruhigend und entspannend.

Der Patient in Zimmer 1 wohnte bereits seit zwei Jahren hier und hatte in seinen zweiundfünfzig Jahren bereits drei andere Einrichtungen durchlaufen. Er war bekannt als der „Computerexperte“, denn er war einmal ein begabter Programmierer gewesen, der für die Hochsicherheitsprogramme der Regierung zuständig gewesen war. Doch die ganze Programmiererei war ihm zu Kopf gestiegen, denn er war überzeugt, dass in ihm ein Computer steckte, der ihm sagte, was er tun und wohin er gehen sollte. Er regte sich schnell auf und rastete dabei vollkommen aus, deshalb brauchte er häufig die Hilfe der Angestellten, um seinen Weg durch die Gänge der Anstalt oder zur Toilette zu finden – meist war es sowieso schon zu spät und er hatte sich an anderer Stelle erleichtert. Allein diese Tatsache erklärte seinen Geruch. Für ihn bestand die Welt aus Extremen – ganz oder gar nicht oben oder unten, himmelhochjauchzend oder zu Tode betrübt. Er hatte seit mehr als einem Jahr kein Wort mehr gesprochen, sein Gesicht war oft wie versteinert und sein Körper seltsam verkrümmt – alles äußere Merkmale für den inneren Monolog eines Menschen, der einmal einen IQ von 186 oder mehr besessen hatte und jetzt nur noch wie eine Puppe wirkte. Wahrscheinlich würde er irgendwann in eine der Einrichtungen in der Innenstadt verlegt werden, aus denen es kein Entkommen mehr gab.

Die Patientin in Zimmer 2 war erst siebenundzwanzig und noch nicht lange hier. Momentan schlief sie nach einer 1.200 Milligramm Dosis Thorazin. Sie würde heute, morgen oder während des Wochen-

endes keinerlei Probleme mehr machen. Auch ihre Psychose würde so lange ruhen. Vor drei Tagen hatte ihr Ehemann an die Eingangstür geklopft und darum gebeten sie aufzunehmen. Das war kurz nach ihrer neunzehnten verrückten Anwendung gewesen: Sie hatte 67.000 Dollar von ihrem gemeinsamen Sparbuch abgehoben und bar einem Mann in die Hand gedrückt, der behauptet hatte, mit seiner Erfindung könnten alle Autos auf der Erde doppelt so viele Kilometer aus einer Tankfüllung holen. Der Fremde gab ihr natürlich keine Quittung und verschwand genauso wie das Geld.

Der Patient in Zimmer 3 war während seiner drei Jahre in Spiraling Oaks bereits mehrmals achtundvierzig geworden. Er stand jetzt vor dem Schwesternzimmer und fragte: „Wann fängt der Spaß hier endlich an?“ Als die Schwester ihm nicht antwortete, schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Das Schiff ist gekommen, und ich bin nicht an Bord. Wenn Sie das Gott sagen, sterbe ich!“ Als die Schwester ihn nur anlächelte, lief er vor ihr auf und ab und murmelte halblaut vor sich hin. Seine Worte klangen gepresst, sein Verstand brütete tausend großartige Ideen aus und sein Magen knurrte laut, da er davon überzeugt war, dass sein Magen in der Hölle schmort, und er deshalb seit drei Tagen nichts mehr gegessen hatte. Er war völlig euphorisch, hatte Halluzinationen und war immer nur eine Armlänge entfernt von seinem nächsten Glas Preiselbeersaft – zur Beruhigung der Nerven. Um Viertel nach zehn hatte der dreiunddreißigjährige Patient in Zimmer 6 seinen Apfelpbrei immer noch nicht gegessen. Stattdessen spähte er misstrauisch aus der Badezimmertür in sein Zimmer. Er war schon seit sieben Jahren hier und einer der letzten „Lithium plus drei“-Patienten. Er wusste von dem Lithium, dem Tegretol und Depakot, aber er hatte keine Ahnung, wie sie ihm zweimal am Tag die 100 Milligramm Thorazin verabreichten. Er wusste nur, dass sie es irgendwie schafften, aber in den letzten Monaten war er zu erschöpft gewesen, um es herauszubekommen. Nach sieben Jahren in diesem Zimmer war den Angestellten mittlerweile klar, dass er ungefähr sieben bis acht Mal im Jahr einen seiner Anfälle bekam. Während dieser Zeit reagierte er am besten auf eine hohe Dosis Thorazin, die über einen Zeitraum von zwei Wochen langsam wieder reduziert wurde. Das war dem Patienten schon mehrmals erklärt worden, und er hatte es sogar verstanden, doch das hieß nicht, dass er es gutfand.

Er passte hierher, obwohl er mit dreiunddreißig unter dem Durchschnittsalter von siebenundvierzig Jahren lag. Seine dunklen Haare wurden langsam dünner und seine Stirn höher, und an den Schläfen wurde er schon etwas grau. Deshalb trug er die Haare auch kurzgeschritten. Ganz im Gegensatz zu seinem Bruder Tucker, den er nicht mehr gesehen hatte, seit er hier vor sieben Jahren von ihm eingeliefert worden war.

Matthew Mason bekam seinen Spitznamen am ersten Tag in der zweiten Klasse, als er seinen Namen in Schreibschrift aufmalte. Miss Ella hatte mit ihm am Küchentisch geübt, und er war so stolz, es jetzt seinem Lehrer zeigen zu können. Sein einziges Problem war, dass er an diesem Tag den Bogen von dem a nicht ganz bis zum Ende schrieb. Und so stand da statt Matthew nun Mutthew. Und so war es geblieben. Genauso wie das Gelächter und Gekicher und die Finger, die auf ihn deuteten.

Seine olivfarbene Haut deutete darauf hin, dass seine Mutter entweder Spanierin oder Mexikanerin gewesen war. Doch keiner wusste es so genau. Sein Vater war ein untergesetzter, dicker Mann mit heller Haut und einer Veranlagung zu Leberflecken. Die hatte Mutter allerdings auch. Er schaute vom Tablett zum Badezimmer Spiegel und bemerkte, dass ihm seine Klamotten viel zu groß geworden waren. Sie hingen ihm wie Säcke am Körper. Er musterte sich im Spiegel und fragte sich zum siebten Mal an diesem Tag, ob er im Laufe der letzten Jahre geschrumpft war. Denn obwohl er in den letzten Monaten drei Pfund zugenommen hatte, sah er schon lange nicht mehr so aus wie bei seiner Ankunft. Seine Oberarme, die früher vor Muskeln nur so strotzten, waren schlaff und weich geworden. Im Moment wog er nur noch knapp achtzig Kilo – genauso viel wie damals, als sie Miss Ella beerdigt hatten.

Auch seine Hände waren schwächer geworden und an den Handflächen sah man statt der Schwielen nur noch weiche Haut. Der verschwitzte Junge, der einmal auf jeden Baum klettern und alles stemmen konnte, schaute ihm nicht mehr aus dem Spiegel entgegen. Höhe war für ihn nie ein Hindernis gewesen, und er hatte immer die Aussicht oben genossen. Er liebte das Wasser und die Weite, beides gab ihm ein Gefühl der Freiheit. Er dachte an Tucker und versuchte, sich seine vertraute und beruhigende Stimme ins Gedächtnis zu rufen. Doch es

waren zu viele Stimmen in seinem Kopf.

Er dachte an die Scheune, an die vielen Steine, die sie mit dem zersplitterten Baseballschläger an die Wand geschlagen hatten. Als Tucker älter und seine Schläge härter wurden, sah die Wand irgendwann aus wie ein Schweizer Käse. Er dachte an den kleinen See, in dem sie geschwommen waren, an die Erdnussbutter-Marmelade-Brote von Miss Ella, an die Verfolgungsjagden durch das schulterhohe Gras auf den Wiesen und daran, als er mitten in einer sternklaren Nacht auf das Dach des höchsten Gebäudes der Stadt geklettert war, nur um einen Blick über die Stadt zu erhaschen. Bei diesen Gedanken musste er lächeln.

Er dachte an die dicken Steinwände, den bröckelnden Mörtel, der sie zusammenhielt und alle Zwischenräume ausfüllte; an die schwarzen Dachziegel, die wie Fischschuppen auf dem Dach angeordnet waren; die Figuren auf den Säulen, die Wasser spuckten, wenn es regnete, und die Regenrinnen, die das Gebäude wie ein Netz einhüllten. Er dachte an die schwere Eichentür und den Türklopfer aus Messing, der wie ein Löwenkopf aussah und so schwer war, dass man zwei Hände brauchte, um ihn zu bedienen; an die hohen Wände mit den alten Gemälden und den verzierten Bilderrahmen, die Regale in der Bibliothek mit den in Leder gebundenen Büchern, die nie jemand gelesen hatte; er dachte an den dumpfen Klang seiner Schritte auf dem Marmorboden, den mit Gold verzierten Esszimmertisch, an dem auf jeder Seite dreizehn Personen Platz fanden; er dachte an die Kaminbesen auf dem Dachboden, hinter denen er immer sein Spielzeug versteckt hatte; an den überdimensionalen Kronleuchter in der Eingangshalle und an die Standuhr, die immer fünf Minuten nachging und mit ihren Schlägen die Wände zum Zittern brachte. Er dachte auch an die Betten, in denen er mit seinem Bruder Tucker gegen Krokodile, Indianer, Kapitän Hook und vor allem gegen Alpträume gekämpft hatte. Er dachte an die lange, geschwungene Treppe, auf deren Geländer man so herrlich heruntersausen konnte. Er roch wieder den Geruch, der aus der Küche drang, und hörte, wie Miss Ella summend das silberne Besteck polierte, den Holzboden schrubbte oder die Fenster putzte.

Schließlich dachte er auch an jene schreckliche Nacht, und das Lächeln verschwand von seinem Gesicht. Er dachte an die Monate danach und an das Verschwinden von Rex – und an die vielen Jahre allein, in

denen er immer wieder Zuflucht in alten, ausrangierten Eisenbahnwaggons gesucht hatte. Dann dachte er an die Beerdigung, die lange, schweigsame Fahrt von Alabama und wie Tucker ohne ein Wort des Abschieds einfach gegangen war.

Wie sollte er sich selbst beschreiben? Er fühlte sich *verlassen*. Das kam der Sache wohl am nächsten. Rex hatte einen unverrückbaren Keil zwischen sie getrieben. Trotz Miss Ellas Hoffnung, ihrer Bitten und ihres Flehens und ihrer Gebete blieb die Trennung, der Schmerz war zu stark. Rückzug schien der einzige Weg für ihn und seinen Bruder. Sie begruben die Erinnerung und mit der Zeit auch sich selbst und den anderen. Rex hatte gewonnen.

In einer ihrer Verandapredigten, die sie von ihrem Schaukelstuhl aus gehalten hatte, hatte Miss Ella von der Macht der Wut und des Zorns gesprochen. Wenn man diesen beiden die Tür auch nur einen Spalt öffnete, drängten sie sich herein, krallten sich fest und erdrückten alles Leben in dem Herzen, das diese Gefühle mit sich herumtrug. Wie so oft hatte sie Recht behalten. Wie Efeu hatten sich diese Gefühle, um ihre Herzen gerankt und alles überwuchert und nach und nach das Leben erdrückt.

Während der ersten sechs Monate in Spirling Oaks schien kein Medikament bei Mutt anzuschlagen, so dass die Ärzte eine Elektroschocktherapie anordneten. Wie der Name schon sagt, werden die Patienten ruhig gestellt, bekommen ein Entspannungsmittel, um eventuelle Schäden während des Elektroschocks zu verhindern, und werden dann Elektroschocks ausgesetzt, bei denen sich ihre Fußnägel hochrollen, sie ihre Augen verdrehen und sich in die Hose machen. Angeblich wirkt diese Schockmethode schneller als alle Medikamente, doch wie in Mutts Fall gibt es Verletzungen, die so tief sind, dass man sie durch einen Schock nicht beseitigen kann.

Aus diesem Grund hielt sich Mutt von seinem Apfelbrei fern. Er wollte auf keinen Fall wieder diese Strippen am Körper haben. Mittlerweile war sein Verfolgungswahn so ausgeprägt, dass die Schwestern ihm seine Medizin nur noch auf zweierlei Art verabreichen konnten: Apfelbrei am Morgen und Schokoladenpudding am Abend. Sie wussten, dass er beides mochte, und so hatte es auch keine Probleme gegeben – bis heute.

Jemand hatte seinen Apfelbrei in eine kleine Plastikschüssel gegeben

und mit einer Prise Zimt bestreut. Allerdings war der Zimt nicht nur oben drauf. Mutt sah hoch und etwas zur Seite. Vicki, die zuständige Schwester mit den spanischen Augen, den pechschwarzen Haaren, kurzen Röcken und einem Talent für Schach, würde jeden Moment durch die Tür kommen, ihm einen Löffel in die Hand drücken und flüstern: „Mutt, iss auf.“

Früher wuchsen die Äpfel bei ihnen im Garten, und sie hatten ihren eigenen Apfelbrei gekocht. Schon als Kind liebte Mutt Apfelbrei. Immer im Herbst hatte er ihn mit Miss Ella in der Küche gekocht. Miss Ella benutzte nicht dieselben Zutaten wie die Leute hier. Sie pürierte die Äpfel, mischte manchmal ein Glas von den eingekochten Pfirsichen vom Sommer hinein und streute etwas Zimt oder Vanillepulver hinein. Doch in dem Apfelbrei hier war etwas versteckt, das Miss Ella nie hingerührt hätte. Er mochte den Apfelbrei von früher lieber.

Aus seinem Schlafzimmerfenster konnte Mutt drei besondere Wahrzeichen der Gegend sehen: Julington Creek, die Julington Creek Bootsanlegestelle und die hintere Veranda von Clarks Fischerei. Wenn er sich weit genug aus dem Fenster lehnte, konnte er auch das St. Johns sehen. Schon ein paar Mal war er mit einer Gruppe von Patienten und einigen Angestellten in so genannten Gheenoes – eine Art Kanu, das praktisch unsinkbar war – auf dem Wasser gewesen. Die Schwestern nannten das einen Nachmittagsausflug, damit die Patienten ein bisschen Spaß hatten.

Sein Blick ruhte immer noch misstrauisch auf dem Apfelbrei. Draußen fiel eine Eichel mit einem dumpfen Schlag auf das Fensterbrett. In den letzten sieben Jahren hatte Mutt dieses Geräusch unendlich oft gehört. „Millionen Mal“, murmelte er vor sich hin. Klare Momente kamen und gingen, genau wie die Stille. Das lag an den Medikamenten. Es hatte einmal einen Punkt gegeben, da hätte er alles mit sich machen lassen, nur um das Chaos und die Stimmen in seinem Kopf zum Schweigen zu bringen.

Er schaute sich im Zimmer um. Die Wände waren nicht gepolstert. So weit war es also noch nicht gekommen. Es gab also Hoffnung. Nur weil er hier war, hieß das noch lange nicht, dass er nicht logisch denken konnte. Er war ja schließlich nicht dumm – und auch nicht Rain Man. Er konnte immer noch klar denken. Es dauerte nur etwas länger als bei anderen, und sein Verstand nahm nicht immer den direkten Weg und

kam auch nicht immer zu denselben Schlussfolgerungen wie andere.

Ihm musste man nicht sagen, dass er am Rande des Abgrunds stand. Das wusste er selbst. Schon vor einiger Zeit hatte er gespürt, wie sich seine Zehen langsam über die Kante schoben. Der Abgrund war tief, und man konnte ihn nicht umgehen. Es gab nur einen Weg hinüber. Die Patienten hier konnten in den Abgrund starren, und sie konnten zurückschauen, doch ihn zu überqueren hieß Flügel auszubilden und eine lange, lange Strecke zu überspringen. Die meisten würden es niemals tun. Zu schmerzhaft. Zu unsicher. Zu viele Schritte zurück auf dem Weg in die Vergangenheit. Mutt wusste das.

Es gab eigentlich nur einen Weg wieder hier heraus – auf eine Liege geschnallt in einem Krankenwagen, vollgepumpt mit Thorazin. Noch nie hatte Mutt es anders erlebt. Jedesmal hatte er auf seinem Bett gelegen und dem Piepsen der Monitore, den schweren Schritten der Krankenschwester und dem gleichmäßigen Geräusch der Räder der Krankentrage gelauscht. Dann schoben sich die Schiebetüren auf, der Patient wurde offiziell entlassen, und der Krankenwagen fuhr mit lautem Sirenengeheul davon. Das würde ihm nicht passieren, das hatte er sich geschworen. Er hasste das laute Geheul der Sirenen, davon bekam er Kopfschmerzen. Außerdem würde er sonst seinen einzigen wahren Freund verlieren, Gibby.

Gibby, bekannt im medizinischen Bereich als Dr. Gilbert Wagemaker, war ein einundsiebzig Jahre junger Psychiater mit langen, sträh-nigen weißen Haaren, die ihm bis auf die Schultern reichten. Er trug eine Brille mit unvorstellbar dicken Gläsern, die ihm oft von der Nase rutschte, und hatte eigentlich immer schmutzige, viel zu lange Fingernägel. Neben seiner Arbeit war das Fliegenfischen seine große Leidenschaft. Würde er keinen weißen Kittel mit einem Namensschild tragen, könnte man ihn leicht für einen Patienten halten, doch in Wirklichkeit – und dahin wollte Gibby seine Patienten ja zurückbringen – war er der einzige Grund, warum nicht noch mehr Patienten im Krankenwagen das Haus verließen.

Vor siebzehn Jahren hatte Gibby einen gelben Haftzettel an seiner Tür gefunden, den eine verärgerte Krankenschwester dort hingeklebt hatte. „Quacksalber“ hatte auf dem Zettel gestanden. Eine ganze Weile hatte Gibby damals nachdenklich vor diesem Zettel gestanden und auf seinem Brillenbügel herumgekaut. Nach ein paar Minuten gründlicher

Überlegung hatte er gelächelt, genickt und war in sein Büro gegangen. Ein paar Tage später hatte er den Zettel rahmen lassen. Er hing immer noch an der Wand neben seinem Schreibtisch.

Letztes Jahr war ihm mit zwölfhundert anderen Quacksalbern eine Medaille für sein Lebenswerk verliehen worden. In seiner Rede hatte er über seine Patienten gesagt: „Manchmal weiß ich nicht, wer verrückter ist – sie oder ich.“ Als man ihn hinterher nach seinem Einsatz der Elektroschockmethode in besonderen Fällen befragte, erwiderte er: „Mein Sohn, es macht keinen Sinn, einen Irren in seiner Psychose zu lassen, nur weil man nicht bereit ist, die Elektroschockmethode oder Medikamente mit ihren positiven Nebeneffekten anzuwenden. Entscheidend ist doch, was am Ende dabei herankommt, und wenn Sie uns in Spiraling Oaks einmal besuchen kommen, dann zeige ich Ihnen gern, was bei uns herauskommt.“ Trotz seiner kontroversen Behandlungsmethoden besaß Gibby eine beeindruckende Erfolgsbilanz, vor allem bei den Patienten, die andere schon aufgegeben hatten. Dank seiner Methoden waren Väter zu ihren Kindern zurückgekehrt, Ehemänner zu ihren Frauen und Kinder zu ihren Eltern. Doch diese Erfolge reichten noch nicht. Die Zimmer waren immer noch voll, deshalb hatte Gibby trotz seines Alters noch nicht zu arbeiten aufgehört. Allerdings erschien er morgens manchmal im weißen Kittel mit einer Angel in der Hand.

Gibby war einer der Gründe, warum Mutt wenigstens ab und zu normal tickte. Der andere Grund war die Erinnerung an Miss Ella Rain. Seit seiner Aufnahme vor sieben Jahren, vier Monaten und achtzehn Tagen beschäftigte den alten Arzt Mutts Fall auch persönlich. Das war nicht wirklich professionell, und doch war es passiert.

Bei Mutt kamen und gingen die Stimmen. Doch meistens waren sie da. Wenn er morgens um 10:17 Uhr auf den See schaute, wurden die Stimmen lauter. Er wusste, dass der Apfelbrei sie zum Schweigen bringen würde, doch seit fast einem Jahr nahm er jeden Morgen allen Mut zusammen und aß seinen Nachtisch nicht. „Vielleicht ist heute der Tag“, sagte er, als er ein Motorboot mit zwei Teenagern beobachtete, das über den See rauschte. Kurz darauf tuckerte ein altes, hölzernes Boot mit einem kleinen Motor auf dem See in dieselbe Richtung. Mutt konzentrierte sich auf dieses hölzerne Boot – die Angeln hingen auf beiden Seiten in den See, und er konnte den Eimer sehen, in dem die Köder lagen. Er versuchte, die Gesichter der beiden Jungs im Boot zu

erkennen, die mit ihren orangen Schwimmwesten regungslos auf die Fische warteten.

Der Wind war heute Morgen stärker geworden und blähte ihre Jacken auf. Der Vater saß hinten mit einer Hand am Motor und der anderen auf dem Rand des Boots und beobachtete das Wasser und seine Söhne. Dann wurde das Boot langsamer und alle drei suchten nach einem geeigneten Platz zum Angeln. Mutt ließ sie nicht aus den Augen, als sie langsam an seinem Fenster vorbeifuhren und schließlich verschwanden. Das Wasser wurde wieder still, und Mutt setzte sich auf sein Bett und dachte über ihre Gesichter nach. Was ihn am meisten verwunderte, war, was er nicht auf ihren Gesichtern gesehen hatte. Keine Angst und keine Wut.

Mutt wusste, dass die Medikamente ihn nur narkotisierten, das Stimmengewirr zum Schweigen brachten und den Schmerz erträglich machten. Doch sie halfen ihm nicht bei seinem eigentlichen Problem. Die Medikamente konnten die Stimmen nicht für immer zum Schweigen bringen. Das hatte er immer gewusst. Es war nur eine Frage der Zeit. Deshalb tat er etwas, das er auch mit neuen Nachbarn getan hätte. Er ging an den Zaun, lehnte sich darüber und freundete sich mit ihnen an. Das Problem war nur, dass es nicht wirklich gute Nachbarn waren.

Als Gibby ihn nach seiner ersten Woche interviewte, fragte er Mutt: „Würden Sie sich als verrückt bezeichnen?“

„Sicher“, antwortete Mutt, ohne lange nachzudenken. „Sonst würde ich geisteskrank werden.“ Vielleicht war es dieser Satz, der Gibbys Aufmerksamkeit erregte, und den Fall von Mutt Mason für ihn so interessant machte.

Von der Mittelstufe an hatten die Ärzte bei Mutt die unterschiedlichsten Krankheiten diagnostiziert – von schizophren über manisch-depressiv bis paranoid. Alles chronisch und unheilbar. Tatsächlich war Mutt all das gleichzeitig und doch auch nicht. Wie Ebbe und Flut kam und ging seine Krankheit, je nachdem welche Erinnerung die Stimmen gerade aus dem Schrank hervorriefen. Er und Tucker versuchten beide, die Erinnerungen zu verarbeiten, sie taten es nur auf unterschiedliche Weise.

Gibby merkte sehr schnell nach einer von Mutts schlaflosen Wochen, dass Mutt nicht ein normaler schizophrener manisch-depressiver psychotischer Patient war, der unter schwerem posttraumatischem Stress

und zwanghaftem Verhalten litt.

Mutt war um vier Uhr morgens durch den Flur getigert, weil sein Tag-Nacht-Rhythmus völlig durcheinandergeraten war. Bisher war er weder aggressiv noch gewalttätig geworden, und er war auch nicht selbstmordgefährdet, deshalb war Gibby auf der Hut. Nach acht schlaflosen Nächten führte Mutt acht imaginäre Gespräche gleichzeitig, die völlig durcheinanderliefen. Am neunten Tag deutete Mutt auf seinen Kopf und legte den Zeigefinger an die Lippen, als wollte er sich selbst zum Schweigen bringen. Dann schrieb er ein paar Worte für Gibby auf ein Stück Papier. *Die Stimmen, ich will sie loswerden. Alle. Jede einzelne.*

Gibby las den Zettel, überlegte eine Minute und schrieb zurück: *Mutt, das will ich auch. Und wir werden es schaffen. Doch bevor wir sie wegschicken, lass uns erst herausfinden, welche Stimmen die Wahrheit sagen, und welche uns einfach nur anlügen.* Mutt las Gibbys Worte, fand die Idee gut und nickte, nachdem er vorsichtig hinter sich geschaut hatte. Sieben Jahre lang versuchten Gibby und er jetzt schon, die Stimmen in zwei Lager zu teilen. Bisher hatten sie erst eine Stimme gefunden, die sie nicht angelogen hatte.

Ungefähr dreißig Mal am Tag sagte ihm eine der Stimmen, dass seine Hände dreckig waren. Kurz nachdem Mutt eingeliefert worden war, bekam er nur noch eine bestimmte Anzahl Seifenstücke, denn man konnte sich nicht erklären, wohin die Seife verschwand. Einige Schwestern glaubten, dass Mutt sie heimlich aß – deshalb nahmen sie ihm auch das Sakrotan weg, das Mutt besonders wichtig war. Doch die Überwachungskameras zeigten nichts dergleichen, und so gab Gibby wieder nach.

Genauso wie seine Hände war auch sein Zimmer absolut sauber. Neben seinem Bett stand ein Karton mit vier Literflaschen diverser Reinigungsmittel, sechs Schachteln mit Gummihandschuhen und vierzehn Küchenpapierrollen. Das reichte Mutt ungefähr zwei Wochen. Es war Gibby schwergefallen, Mutt zu erlauben, die Reinigungsmittel mit in sein Zimmer zu nehmen. Doch als ihm klar wurde, dass Mutt nicht vorhatte, sich damit umzubringen, sondern nur putzen wollte, änderte er seine Meinung. Es dauerte nicht lange, bis Mutts Zimmer als Vorzeigezimmer für die Einrichtung galt, durch die die Besucher geführt wurden. Gibbys Hoffnung, dass Mutts Putzzwang wenigstens einen kleinen Effekt auf dessen Zimmernachbarn haben würde, war leider

vergebens. Seit fünf Jahren kam dieser Patient jeden Tag in Mutts Zimmer und erleichterte sich in seinem Mülleimer.

Wie bei fast allem übertrieb es Mutt mit dem Putzen. Wenn er etwas Metallisches in seinem Zimmer entdeckte, das zufällig gestrichen war, blieb das nicht lange so. Gibby war sich nie ganz sicher, ob das Putzen bei Mutt nur ein Zwang war, der durch seine Krankheit ausgelöst wurde, oder ob er damit versuchte, seinen Verstand und seine Hände von anderen Dingen abzulenken. Im Laufe der Zeit hatte Mutt sein Zimmer mehrmals von oben bis unten gründlich geputzt, jede Oberfläche gewienert, alle Farbe von diversen Teilen gerubbelt und jeden Fleck entfernt. Alles, was jemals von ihm oder anderen berührt worden war oder berührt werden könnte, wurde regelmäßig geputzt. Normalerweise verbrachte er den größten Teil seines Tages mit einem Putzlappen in der Hand. Immer, wenn er etwas anfasste, musste es hinterher gereinigt werden. Aber nicht nur das, sondern auch was daneben stand und was wiederum daneben stand. Auch dann war die Arbeit noch nicht getan, denn jetzt musste er noch die Putzsachen sauber machen. Und so wurde er nie wirklich fertig. Der Kreislauf war so teuflisch, dass er sogar ein frisches Paar Handschuhe anzog, um die alten sauber zu machen, bevor er sie in den Mülleimer warf. Er verbrauchte so viele Papiertücher und Gummihandschuhe, dass er schließlich einen riesigen Mülleimer und seine eigene Box mit Mülltüten bekam.

Der Kreislauf war zeitraubend, aber nicht so teuflisch und zeitraubend wie die vielen Gedankenschleifen, in denen er sich manchmal verlor und die ihn mehr einengten, als es seine vier Wände jemals tun könnten. Die Gedankengänge lähmten ihn, das Putzen gab ihm eine Aufgabe. Manchmal verstrickte er sich in einer Frage oder einem Gedanken oder einer Idee. Dann vergingen manchmal acht Tage, bevor er einen anderen Gedanken denken konnte. Auch hier war sich Gibby nie ganz sicher, ob es ein psychologisches Problem war oder einfach etwas, das Mutt davon abhielt, über seine Vergangenheit nachzudenken. Doch wenn man das große Bild betrachtete, was machte das schon für einen Unterschied?

Während dieser Zeit aß Mutt wenig und schlief überhaupt nicht. Irgendwann brach er dann vor Erschöpfung zusammen, und wenn er wieder aufwachte, war der Gedanke verschwunden. Dann bestellte er gebratene Garnelen mit Käsesauce, Pommes und einen großen Eis-

tee in einem Schnellrestaurant, und Gibby fuhr selbst dorthin, um es für ihn abzuholen. So lief Mutts Leben ab, und soweit man das sagen konnte, würde es immer so bleiben.

Die einzigen Gedankengänge, die ihn nicht lähmten, hatten etwas mit einer Aufgabe zu tun. Wenn er zum Beispiel einen Motor, einen Vergaser, ein Türschloss, einen Computer, ein Fahrrad, eine Pistole, einen Generator oder einen Kompressor auseinandernehmen sollte – alles, was aus unzähligen Kleinteilen bestand, die wunderbar funktionierten, wenn man sie nach einem bestimmten logischen System zusammenbaute. Gab man ihm ein paar Minuten, einen Tag oder eine Woche, dann nahm er alles auseinander und legte die einzelnen Teile nach einer bestimmten Ordnung, die nur er verstand, überall in sein Zimmer, um sie hinterher wieder zusammenzubauen. Wenn man ihm genügend Zeit gab, dann fand man das Gerät am Ende wieder an seinem Platz und es funktionierte einwandfrei.

Zum ersten Mal fiel Gibby dieses Talent auf, als Mutt eines Tages nicht zu seiner wöchentlichen Sitzung bei ihm erschien. Gibby machte sich auf die Suche nach ihm und fand ihn in seinem Zimmer mitten in den Einzelteilen seines Weckers sitzen, die überall auf dem Boden verstreut herumlagen. Da es sich nur um einen billigen Wecker handelte, verließ Gibby leise das Zimmer und verlor kein Wort über die Sache. Mutt ging es gut, denn er hatte etwas zu tun, das ihn von seinen Stimmen ablenkte. Er beschloss, in ein paar Stunden noch einmal nach ihm zu sehen. Am Nachmittag ging er zu Mutts Zimmer zurück und fand ihn schlafend in seinem Bett und den Wecker auf seinem Nachttisch. Er zeigte die genaue Zeit an, und der Alarm war eingestellt. Von dem Tag an war Mutt in Spirling Oaks der Mechaniker vom Dienst. Türen, Computer, Lampen, Motoren, Autos, alles, was nicht mehr funktionierte, aber noch gebraucht wurde, dafür war er zuständig.

Langweilige Details für Mutt waren nicht langweilig. Für ihn war alles Teil des großen Puzzles. Eines Nachmittags kam er in Gibbys Büro und sah, wie er gerade seine Fliegen an die Angel knotete. Er schob einen Stuhl neben den Arzt, und Gibby zeigte ihm eine Fliege, die er in dem besten Fischereibedarfsgeschäft der Stadt gekauft hatte – ein Laden, der ein paar sehr netten Männern gehörte, die gute Ausrüstung verkauften, viele hilfreiche Informationen weitergaben, aber dafür auch hohe Preise nahmen. Gibby hatte eine Clauser gekauft, eine ganz

besondere Fliege, die man zum Fangen von roten Barschen am Rand des St. Johns Sees brauchte. Jetzt saß Gibby an seinem Schreibtisch und versuchte, die Fliege nachzubinden – ohne großen Erfolg. Mutt wirkte sehr interessiert, deshalb überließ er ihm seinen Stuhl, zog ohne ein weiteres Wort zu verlieren seinen weißen Kittel an und machte seine Patientenrunde. Dreißig Minuten später kam er zurück und fand Mutt, der bereits die fünfzehnte Fliege band. Das Anleitungsbuch für das Fliegenbinden lag aufgeschlagen auf dem Schreibtisch. In den folgenden Monaten band Mutt jede einzelne von Gibbys Fliegen. Und plötzlich bissen die Fische an.

Doch neben Motoren, Uhren und Fliegen besaß Mutt noch ein viel bemerkenswerteres Talent. Er konnte jedes beliebige Saiteninstrument stimmen. Und obwohl er sich nicht für das Spielen interessierte, stimmte er jedes Instrument bis zur Perfektion. Geige, Harfe, Gitarre, Banjo – alles, was Saiten hatte. Besonders Klaviere. Es dauerte ein paar Stunden, doch wenn man ihm genug Zeit ließ, war das Ergebnis atemberaubend.

* * *

Mutt hörte die Fliege, bevor er sie sah. Seine Ohren konzentrierten sich auf das Geräusch, bis er die Fliege mit seinen Augen fand. Seine Augenbrauen zogen sich langsam zusammen, als er die Fliege bei ihrem Anflug auf seinen Apfelbrei beobachtete. Das war nicht gut. Fliegen übertrugen Keime. Vielleicht war heute nicht der richtige Tag, seinen Apfelbrei zu essen. Vielleicht sollte er ihn einfach in die Toilette kippen und herunterspülen ... doch das konnte er eigentlich nicht tun. Denn in einer Stunde und zweiundzwanzig Minuten würde Vicki in ihren Nylonstrumpfhosen, ihrem knielangen Rock und dem Kaschmirpullover in sein Zimmer kommen und ihn fragen, ob er seinen Apfelbrei gegessen hatte. Mit seinen dreiunddreißig Jahren hatte Mutt nie etwas mit Vicki gehabt – auch mit sonst keiner anderen Frau – und der Gedanke an eine Nylonstrumpfhose erregte bei Mutt keine sexuellen Fantasien. Doch der Gedanke an das Geräusch von Frauenschritten, die er bald hören würde, löste eine Erinnerung aus, die die anderen Stimmen in seinem Kopf immer mit aller Macht bekämpften. Das *Swisch-Swosch* der Nylonstrumpfhose erinnerte ihn daran, wie er früher von kleinen,

starken Händen hochgehoben, vom Staub befreit und an eine weiche Brust gedrückt worden war, wie seine Tränen weggewischt und ihm tröstende Worte ins Ohr geflüstert worden waren. An den Nachmittagen lag er immer neben seiner Schlafzimmertür, ein Ohr an den Spalt neben der Tür gepresst, und lauschte den Geräuschen, die sie machte.

Fünfundzwanzig Gummihandschuhe, vier Rollen Küchenpapier und zwei Liter Scheuermilch später hörte er endlich das Geräusch, auf das er gewartet hatte. Frauenschuhe klapperten auf dem Fliesenfußboden in Richtung seines Zimmer, und er hörte das charakteristische *Swisch-Swosch* der Strumpfhose.

Vicki kam in sein Zimmer. „Mutt?“

Mutt steckte seinen Kopf durch die Badezimmertür, wo er gerade das Fensterbrett schrubhte.

Sie sah die Handschuhe an seinen Händen und fragte: „Hast du wieder eine Fliege gesehen?“ Mutt nickte. Dann schaute sie auf sein Tablet, und ihr Blick blieb an dem vollen Apfelbreischälchen hängen. „Du hast dein Mittagessen ja gar nicht angerührt“, sagte sie und hob dabei die Stimme. Wieder nickte Mutt. Sie hob das Schälchen hoch und sagte: „Schätzchen, geht es dir gut?“ Wieder ein Nicken. Ihre Stimme klang wie eine Mischung aus Mutter und Freundin. Wie eine große Schwester, die nach dem Studium wieder zu Hause eingezogen ist. „Soll ich dir etwas anderes holen?“, fragte sie. Dabei drehte sie besorgt den Löffel in der Hand.

Na toll, dachte er. Jetzt würde er den Löffel auch noch putzen müssen. Doch das war auch egal. Er mochte es, wenn sie ihn „Schätzchen“ nannte.

Doch Schätzchen hin oder her, er wollte seinen Apfelbrei trotzdem nicht. Er schüttelte den Kopf und schrubhte weiter in seinem Zimmer herum. „Also gut.“ Sie legte den Löffel wieder hin. „Was für einen Nachtisch möchtest du denn zum Abendessen?“ Ihre Frage überraschte ihn. „Irgendwas Besonderes?“ Vielleicht musste er es ja gar nicht essen. Vielleicht hatte er sich geirrt. Vielleicht war das Zeug gar nicht im Apfelbrei. Doch wo sollte es sonst sein? Hatte er es etwa schon gegessen?

„Mutt?“, flüsterte sie ihm zu. „Was möchtest du heute Abend als Nachtisch, Süßer?“ Dieses Wort liebte er auch. *Süßer*. Er starrte auf ihre vollen, dunkelroten Lippen. Nur sie konnte dieses Wort so aussprechen, dass dabei diese vertraute wohlige Wärme durch seinen Körper

strömte. Sie hob die Augenbrauen und kam noch einen Schritt näher, als wolle sie ihm ein Geheimnis zuflüstern. „Ich könnte zu Truffles fahren?“

Jetzt hatte sie ihn. Truffles war ein Restaurant, wo es nur Nachtisch gab. Ein Stück Kuchen kostete dort acht Dollar und reichte für vier Personen. Mutt nickte. „Schokoladenkuchen mit Himbeersauce.“

Vicki lächelte und sagte: „Wird gemacht, Süßer.“ Sie wandte sich zum Gehen. „Kommst du in einer Stunde in den Gemeinschaftsraum?“, fragte sie über die Schulter. Er nickte und schaute auf sein Schachbrett. Vicki war die Einzige, mit der er länger als ein paar Sekunden spielte. Nun, wenn er ehrlich war, könnte er sie auch in weniger als sechs Zügen schachmatt setzen, doch bei ihr ließ er sich mehr Zeit. Manchmal schafften sie sogar fünfzehn Züge. Bei jedem neuen Zug tippte sie sich mit dem Zeigefinger gegen die Schneidezähne, als müsste sie angestrengt nachdenken. Dabei scharrtten ihre Füße ungeduldig auf dem Boden und ihre Knie rieben gegeneinander. Mutt liebte diese Geräusche.

Vicki verließ den Raum, und Mutt ging langsam zu dem Tablett, auf das Vicki den Löffel gelegt hatte. Er brauchte sechs Papiertücher und eine Menge Reinigungsmittel, bevor er zufrieden war. Eine Stunde später war sein Zimmer absolut sauber, und er machte sich mit dem Schachbrett unter dem Arm auf den Weg in den Gemeinschaftsraum. Auf dem Weg dorthin warf er seine riesige Mülltüte in den Müllcontainer. Der Container müsste mal wieder geputzt werden, aber Vicki wartete ja auf ihn. Er betrat den Raum und sah sie an einem der Tische. Ihm war klar, dass er das Schachspiel hinterher putzen musste – jede einzelne Figur und das Brett – aber es lohnte sich jedesmal.

* * *

Um fünf Uhr Nachmittags schaute Mutt in seinem Zimmer auf die Uhr. Gerade war er wieder einmal mit dem Putzen fertig geworden – Bett, Schachbrett, Zahnbürste, die Knöpfe an seinem Radio, Tisch und Stühle. Aus den Augenwinkeln schaute er zum hundertsten Mal misstrauisch auf den Schokoladenkuchen mit Himbeersauce. Er stand neben dem Schnitzel, grünen Bohnen und Kartoffelbrei auf seinem Tablett. Die Stimmen in seinem Kopf wurden langsam lauter, also war das

Thorazin nicht in seinem Frühstück versteckt gewesen. Jetzt war er sich sicher, dass es im Apfelbrei verborgen gewesen war, obwohl Vicki das Gegenteil behauptete. Er kniete sich neben das Essen und untersuchte es genau. Hatte jemand darin herumgerührt? Sein eigenes Misstrauen überraschte ihn, denn die letzten sieben Jahre hatte er immer brav seine Medizin genommen, ohne jemals einen Aufstand zu machen. Doch er spürte eine Kraft in sich, die er schon fast vergessen hatte. Allein die Tatsache, dass er überhaupt darüber nachdachte, seinen Apfelbrei und seinen Schokoladenkuchen nicht zu essen, war verrückt. Aber schließlich war er auch verrückt.

Er riss seinen Blick von dem Essen los und schaute stattdessen aus dem Fenster. Er konnte die hintere Terrasse von Clarks sehen, und der Wind wehte den Geruch von Fett, Fisch und Pommes durch sein offenes Fenster; er konnte den frittierten Fisch fast schmecken. Vor ihm tauchte das Bild eines riesigen Bechers Eistee auf, dessen Eiswürfel in der Sonne einladend glitzerten. Mutt hatte Hunger. Seit fast vierundzwanzig Stunden hatte er nichts mehr gegessen, und das Grummeln in seinem Magen sagte ihm, dass sein Körper es ihm mittlerweile übel nahm. Doch Hunger hin oder her, er hob das Tablett hoch, zog den Geruch des Essens tief durch die Nase ein, so dass sein Speichel ihm fast aus dem Mund tropfte und ging dann ins Badezimmer. Gewissenhaft leerte er das gesamte Essen in die Toilettenschüssel und drückte dann mit einem erleichterten Seufzer den Spülknopf.

Die Stimmen schrien ihre Zustimmung, als das Essen mit der Wasserspülung im Abfluss verschwand. In einer Stunde würde Vicki ins Zimmer schlendern, das Tablett einsammeln und wieder verschwinden. Doch dank der Kameras würde sie wissen, wohin das Essen verschwunden war. Dank der Kameras wusste sie fast alles, aber er konnte jetzt nicht aufhören. Dieser Zug hatte keine Bremse. Mutt schaute wieder hinüber zu Clarks. Die hintere Terrasse war voller Menschen, und die Budweiserflaschen leuchteten wie Weihnachtskerzen in der Abendsonne. Die Bedienungen zwängten sich durch die engen Reihen und schleppten Berge von Tellern an die Tische. Neben dem Dock für die Boote schwammen ein paar Teenager im Wasser. Sie hatten ihre Jet Skis so geparkt, dass jeder sie bewundern, aber keiner sie anfassen konnte. Überall lagen Boote, die nur darauf warteten, begeisterte Wassersportler über das Wasser zu tragen oder hinter sich herzuziehen. Mutt

hoffte, dass er genug Zeit haben würde, selbst nachdem die Sirenen aufgeheult, Gibby seine Spritze gepackt und die Suchteams ausgerückt waren. Keiner würde darauf kommen, jedenfalls nicht sofort.

Schnell schnappte er sich seine Bauchtasche, lief den Flur hinunter zu Gibbys Büro und nahm das Fliegenbindeset von seinem Schreibtisch. Außerdem steckte er ein paar Haken, Fadenrollen und kleine Büschel mit Haaren und Federn in eine kleine Plastiktüte. Dann band er mit geschickten Fingern eine besondere Köderfliege und legte sie mitten auf Gibbys Schreibtisch. Das Köderset und die kleine Plastiktüte stopfte er in seine Bauchtasche. Vorsichtig öffnete er eine Tür von Gibbys Schreibtisch und nahm fünfzig Dollar aus der Bargeldkassette, kritzelte hastig eine Nachricht auf einen Zettel und klebte ihn an die Schreibtischlampe. Erschöpft erreichte er ein paar Sekunden später wieder sein Zimmer. *Gibby, ich schulde dir fünfzig Dollar plus Zinsen. M.*, stand auf dem Zettel.

Wenn er tatsächlich hier wegkam, dann brauchte er etwas, um seine Stimmen zu beschäftigen, und sie liebten zwei Dinge: Schach und Köderfliegen binden. Er stopfte sein kleines Schachspiel neben das Köderset und die sieben Müsliriegel – seine Wegzehrung. Dann öffnete er sein Zimmerfenster, warf noch einen letzten Blick in sein Zimmer und schwang ein Bein über das Fensterbrett. Eigentlich müsste jetzt ein Alarmknopf auf dem Schreibtisch des Sicherheitsbeamten an der Eingangstür aufleuchten, da Mutts das Fenster mehr als zehn Zentimeter weit aufgemacht hatte. Doch den hatte Mutts schon vor mehr als sechs Jahren abgeklemmt. Er schlief gern bei offenem Fenster. Die Gerüche und Geräusche, der sanfte Wind – sie alle erinnerten ihn an zu Hause. Er schwang das andere Bein über das Fensterbrett und zog die frische Luft durch die Nase. Die Septembersonne versank langsam am Horizont, und in einer Stunde würde der Mond die Nacht erleuchten.

Er sprang aus dem Fenster und landete direkt auf dem Azaleenbusch vor seinem Fenster, den er sowieso nicht mochte. Schon wenn er ihn nur sah, juckte es ihn überall. Außerdem zog er die Bienen an. Deshalb trampelte er noch einmal mit einem breiten Grinsen auf dem Busch herum und rannte dann los. Auf halbem Weg durch den hinteren Garten blieb er abrupt stehen, als hätte die Angst ihn doch noch übermannt, und fuhr mit der Hand in seine Hosentasche. Hatte er es vergessen? Er durchsuchte die eine Hosentasche, doch seine Finger

spürten nur unzählige Kleinigkeiten, die sich dort angesammelt hatten. Seine Angst wurde immer größer. Auch in den hinteren Hosentaschen fand er es nicht. Panik stieg in ihm auf. Heftig fuhr er mit der linken Hand in die linke vordere Hosentasche und kalter Schweiß lief ihm über den Rücken.

Doch da, ganz unten in der Tasche, fanden seine Finger, was er suchte: warm, glatt und genau an dem Platz, wo es immer gewesen war, seit Miss Ella es ihm am ersten Tag der zweiten Klasse gegeben hatte. Im sicheren Versteck seiner vorderen Hosentasche glitt er mit den Fingern über die Vorderseite und fuhr mit den Fingern die Buchstaben nach. Dann die Rückseite. Es war glatt und ölig nach all den Jahren in seiner Tasche. Er beruhigte sich, die Angst verschwand und er rannte weiter.

Früher war er oft und viel gerannt, aber in den letzten Jahren war er aus der Übung gekommen. In seinem ersten Jahr hier in Spiraling Oaks wirkte er wie ein Soldat, der über den Rasen marschierte – eine Nebenwirkung von zu viel Thorazin. Nach ein paar Tagen Thorazin hatte er sogar daran gezweifelt, dass es die Erde überhaupt gab. Glücklicherweise wurde seine Dosis schnell verringert, so dass er wieder normal laufen konnte.

Er schaffte es durch den hinteren Garten, durch die Zypressen und die Farne bis zu dem schattigen Dock, ohne auch nur ein einziges Geräusch hinter sich zu hören. Wenn ihn niemand sah, wie er vom Dock sprang, hatte er vielleicht sogar Zeit für einen Nachschlag.

Am Ende des Docks tauchte er in das warme, süße Brackwasser des Sees. Das Wasser umhüllte ihn wie eine Decke und weckte in ihm seltenerweise die Erinnerung an eine glücklichere Zeit. Immer wieder tauchte er unter und schwamm mit kräftigen Zügen weiter und weiter. Als er das Brüllen eines Jet Ski Motors hörte, tauchte er etwas länger, bis er vorbei war.